

Ulrich Engel

Lebenskunst als Widerstandspraxis

Zu Didier Eribons „Rückkehr nach Reims“

*„[...] wichtig ist nicht, was man aus uns macht,
sondern was wir aus dem machen,
was man aus uns gemacht hat.“*
Jean-Paul Sartre¹

Dass die Kunst des guten Lebens nicht immer leicht zu realisieren ist, muss kaum extra betont werden. Wenn allerdings Menschen angesichts schwerer Schicksalsschläge oder mangelhafter Rahmenbedingungen trotzdem die Kraft finden, wieder aufzustehen und es ihnen gelingt, an den Untiefen des Lebens bzw. an dem, was man aus ihnen gemacht hat, nicht zu verzweifeln, beeindruckt mich das sehr. Aus diesem Grund werfe ich einen Blick auf einen Romancier und Intellektuellen, in dessen Biographie ich solcherart widerständige Kraftreserven erkenne.

Den Niederlagen literarische Struktur verleihen

Literatinnen und Literaten, so meine Wahrnehmung, sind oftmals in besonderer Weise befähigt, Erfahrungen persönlicher Niederlagen und Enttäuschungen, genauso aber auch des (zeitweisen bzw. vorübergehenden) Neuanfangs, in Worte zu fassen. Sie sind in der Lage, dem Verlust und dem Scheitern in ihrer künstlerischen Arbeit Struktur zu verleihen, indem sie ihr Erleben und Erleiden auf eine gleichermaßen persönliche wie allgemeingültige Weise versprachlichen.

Ich denke in diesem Zusammenhang zuerst an literarische Zeugnisse von Protagonisten, die sich einschneidenden Krankheitserfahrungen ausgesetzt sahen. Erinert sei beispielsweise an das aus dem gleichnamigen Blog hervorgegangene, posthum veröffentlichte Tagebuch „Arbeit und Struktur“ des Berliner Schriftstellers Wolfgang Herrndorf (1965–2013).² Herrndorf verarbeitet darin sein Erleben zwischen Angst und Gleichmut von dem Tag an, da ihm die medizinische Diagnose

„Glioblastom“ (Gehirntumor) eröffnet wurde; das Buch endet kurz vor seinem Suizid am 26. August 2013. In der Sache ähnlich gelagert und ebenfalls sehr berührend sind die Aufzeichnungen von Christoph Schlingensiefel (1960–2010), „So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein“, mit denen er dem medizinischen und emotionalen Auf und Ab in Folge seiner Krebserkrankung literarisch Form gegeben hat.³

Nicht jedoch nur schwerwiegende und tödlich verlaufende Krankheiten fordern Menschen heraus. Auch mangelhafte soziale Rahmenbedingungen und fehlende Anerkennung der eigenen Person stellen Idee und Praxis des guten Lebens massiv in Frage. Zwei im Moment höchst angesagte französische Intellektuelle und Schriftsteller haben sich jüngst mit diesem Problem auseinandergesetzt: Didier Eribon (*1953) und Édouard Louis (*1992). Aus Platzgründen beschränke ich mich hier auf die Erfahrungen und Reflexionen der Erstgenannten.⁴

Didier Eribon: „Rückkehr nach Reims“

In seinem autobiografisch geprägten „nonfiktionalen Roman“⁵ „Retour à Reims“ („Rückkehr nach Reims“)⁶ befasst sich Eribon mit seiner Herkunft aus dem französischen Proletariat. Nach langen Jahren der Abwesenheit kehrt er in seine Heimatstadt Reims zurück. Um diese Reise überhaupt antreten zu können, musste erst sein Vater gestorben sein. Am Ziel trifft er auf einen „dieser semiurbanen, von Feldern gerahmten Räume, von denen man nicht genau weiß, ob sie noch Land oder schon zu dem geworden sind, was man gemeinhin Banlieue nennt. [...] Straßen wurden gebaut, an denen sich uniforme Doppelhäuser aufreihen. Sozialer Wohnungsbau größtenteils, reich sind die Mieter beileibe nicht.“ (RR, 9f.)

Dort begegnet er seiner Mutter, mit der er Fotos aus seiner Kindheit und Jugend anschaut. Im Laufe des Gesprächs, das frühere Ausgrenzungen sowie seine persönliche Emanzipationsgeschichte thematisiert, fragt Eribon (sich) immer wieder, ob man dem sozialen Erbe der Familie wirklich entkommen kann.

Vordergründig betrachtet hat er es geschafft: er hat sich in Paris eine neue Heimat aufgebaut, konnte Soziologie studieren, ist inzwischen Inhaber eines angesehenen Lehrstuhls an der Universität von Amiens, hat schriftstellerisch reüssiert, war und ist nicht nur mit berühmten gesellschaftlichen Vordenkern wie Pierre Bourdieu (1930–2002) befreundet, sondern gilt inzwischen selbst als einer der wichtigsten öffentlichen Intellektuellen Frankreichs.

Eine Existenz im Zeichen von Scham und Angst

Nichts destotrotz schämt(e) sich Eribon für seinen Aufstieg in das linksliberale akademische Milieu – genauso wie für seine Homosexu-

Dr. theol. habil. Ulrich Engel OP (engel@institut-chenu.info), geb. 1961 in Düsseldorf, Prof. für Philosophisch-theologische Grenzfragen an der PTH Münster, Direktor des Instituts M.-Dominique Chenu Berlin. Anschrift: Schwedter Straße 23, D-10119 Berlin. Veröffentlichung u. a.: (zus. mit Th. Dienberg/Th. Eggenesperger) *Zeit ohne Ewigkeit. Lebensgefühl und Last des gehetzten Menschen*, Ostfildern 2018 [im Erscheinen].

alität, die zu akzeptieren und zu leben ihm der homophobe Vater mit brutalster Gewalt auszutreiben versucht hatte. Im Blick zurück erscheint Eribon Reims „als die Stadt der Beleidigung“ (RR, 191): „Wie oft hat man mich einen ‚pédé‘, eine ‚Schwuchtel‘ oder irgendetwas Ähnliches gerufen. Ich kann es nicht sagen. Von dem Tag an, als sie mir zum ersten Mal begegnete, war die Beleidigung mein ständiger Begleiter“ (RR, 191) – zu Hause und in der Schule, an beiden Orten mit viel Gewalt verbunden. Eribon definiert diese Gewalt als „kulturelle und diskursive Gewalt“ (RR, 213), die sich ihm in sein „Gedächtnis [...] eingebrannt“ (RR, 213) hat – was für ihn heißt, „in seinem tiefsten Inneren von einer geradezu ontologischen Verletzbarkeit bestimmt zu sein.“⁷ Solche Gewalterfahrungen „sind ein maßgeblicher Teil des schwulen Lebens, aber auch anderer minoritärer oder stigmatisierter Subjektivität“ (RR, 213). Im Rahmen einer Art Metareflexion schreibt Eribon an anderer Stelle (und bezieht dabei ausdrücklich andere inferiorisierten Kategorien – „Lesben, Transgender, Schwarze, Juden etc.“⁸ – mit ein): „Das Beschimpftwerden bildet den Horizont des Welt- und Fremdbezugs. Dabei spielt es keine Rolle, ob es potentiell oder wirklich ist [...]. Das In-der-Welt-Sein artikuliert sich in einem Beschimpftwerden und damit in einer Inferiorisierung, deren Medium der Blick und der Diskurs der Gesellschaft sind.“ (RR, 191)

Auch wenn Didier Eribon heute mit seinem Lebensgefährten Geoffroy de Lagasnerie ein glückliches Paar bildet, sich also als schwuler Mann von seinen familiären Wurzeln befreien konnte⁹, bleibt er im sexuell-emotionalen Bereich seines Lebens über das Moment der untergründigen Scham doch (dauerhafter als es der äußere Anschein vermuten ließe) an das furchtbare Erbe seiner Familie gefesselt. Als homosexuelles Arbeiterkind kämpft er bis heute mit dieser Scham der Unterdrückten: „Man entdeckt, dass man anders ist, man versucht, das eigene Leben nach dieser Andersheit zu organisieren und sich selbst nach ihr zu formen: ein positives Gefühl, in das man freudige Hoffnungen setzt. Zugleich erkennt man aber, dass diese neue Identität etwas Schamvolles ist, das nur im Zeichen der Angst gelebt werden kann: ein negatives Gefühl, welches das positive [...] ruiniert und verdunkelt.“¹⁰

Ähnliches gilt für die soziale Herkunft: „Ich schämte ich dafür, dass ich mich meiner Mutter schämte [...], für das, was sie war, was meine Eltern waren, für den Ort, an dem sie lebten, für ihre Art zu sprechen...“¹¹ Solcherart fortwirkende Abhängigkeiten wahrzunehmen und zu reflektieren, hat sich Eribon zur Aufgabe gemacht. In diesem Sinne mag der Scham eine „Transformationskraft“¹² zu eigen sein. Ziel dieser transformierenden Anstrengung ist das, was Eribon im Anschluss an Annie Ernaux als ein „entschämtes Gedächtnis“¹³ bezeichnet. Seine Selbstverständigung trotz dabei den Mächten des undefinierbaren und unartikulierbaren. Befreiung könne dort Platz greifen – so die hoffnungsvolle Botschaft des Buches –, wo individuell erfahrene Repression und daraus resultierende (Selbst-)Exklusion auf real existierende Klassenverhältnisse zurückgeführt werden. Um solch eine Befreiung zu realisieren, ist „innerhalb des Klassegefüges“ (RR, 44) ein grundlegender Bruch mit dem eigenen Herkunftsmilieu unabdingbar.

Privates wird politisch und Politisches privat

Die Nachricht vom Tod des Vaters kommentiert Eribon in seinem Buch so: „Nichts verband uns, nichts hatten wir gemeinsam. Wenigstens glaubte ich das oder hatte es so sehr glauben wollen, weil ich dachte, man könne ein Leben losgelöst von einer Familie leben und sich neu erfinden, in dem man der Vergangenheit und denen, die sie bevölkern, den Rücken zukehrt.“ (RR, 13) Jedoch: mit dem Rücken zur eigenen Herkunft bleibt Befreiung unmöglich.

Im klassischen Sinne wird hier das Private politisch und das Politische privat. In einer an Michel Foucault angelehnten Diktion formuliert Eribon mit Blick auf die alten Fotos, die er mit seiner Mutter zusammen betrachtet: „Das Private und Intime, wie es aus diesen alten Bildern spricht, schreibt uns wieder in unsere ursprüngliche gesellschaftliche Kategorie ein, in Orte der Klassenzugehörigkeit, in eine Topografie, die unsere scheinbar persönlichsten Erfahrungen und Beziehungen innerhalb einer kollektiven Geschichte und Geografie verortet, ganz so, als hinge jede individuelle Genealogie von einer sozialen Archäologie oder Topologie ab, die ein jeder als eine seiner tiefsten Wahrheiten, vielleicht als die bewussteste überhaupt, in sich trägt.“ (RR, 17)

Vor dem Hintergrund dieses Zusammenhangs zwischen Privatem und Politischen treiben Didier Eribon weitere Fragen um: Warum wirft sich heute die arbeitende Klasse, die einstmals fast geschlossen links wählte, mehr und mehr in die Arme der Rechten? Wer zwingt sie dazu? Warum hat sich seine Mutter, die wie die ganze Familie immer die Kommunistische Partei Frankreichs gewählt hat und dem kommunistischen Gewerkschaftsbund CGT verbunden war, dem rechtsradikalen Front National Marine Le Pens und deren ausländerfeindlichen Agitation zugewandt? Eines von Eribons Analyseergebnissen lautet so: „Mit der Entscheidung für linke Parteien wählte man gewissermaßen gegen seinen unmittelbaren rassistischen Reflex an. [...] Außerhalb des engsten Familienkreises fühlte man sich verpflichtet, rassistische Äußerungen zurückzunehmen.“ (RR, 135) Und weiter: „Der von den ‚französischen‘ populären Klassen geteilte ‚Gemeinschaftssinn‘ wandelte sich von Grund auf. Die Eigenschaft, Franzose zu sein, wurde zu seinem zentralen Element und löste als solches das Arbeitersein oder Linkssein ab.“ (RR, 137)

Lebenskunst jenseits von Regelsystemen

Eribon hat entdeckt, dass und wie seine Ausgrenzung als schwuler Mann und seine soziale Herkunft aus der französischen Arbeiterklasse in einem inneren Zusammenhang standen – auch wenn andere politisch einflussreiche Akteure wie beispielsweise traditionelle linke (marxistische oder trotzkistische) Organisationen, denen sich Eribon als junger Mann verbunden fühlte, diese Erkenntnis schlichtweg leugneten. „Tatsächlich machte ich Tag für Tag die Erfahrung, dass im Marxismus kein Platz für mich war, dass ich auch innerhalb dieses Rahmens, wie überall sonst, ein gespaltenes Leben zu führen hatte.“ (RR, 195) Wie zu Hause

galt für ihn auch in der Partei: „Ich war in zwei Teile getrennt: halb Trotzkiist, halb Schwuler.“ (RR, 195) Diese Distinktion ist jedoch nicht bloß eine von außen an den jungen Eribon herangetragene, sondern gleichermaßen „konstitutiv [...] für das Selbst und die Art, wie man sich selbst sieht, und zwar immer im Vergleich zu den anderen“ (RR, 98).

Im Prozess seines Coming Out als Homosexueller hatte Eribon die Alltagspraktiken der „schwulen Welt“ (RR, 208) kennengelernt. Allerdings leben LGBTIQ-Menschen nicht dauerhaft und niemals ausschließlich in solchen Kontexten „jenseits der ‚Norm‘“ (RR, 208). Vielmehr zeichnet sich ein „schwules oder queeres Leben [...] gerade durch die Fähigkeit – oder Notwendigkeit – aus, andauernd zwischen den Welten, zwischen den Räumen und Zeiten hin- und herzuwechseln. Von der normalen in die nichtnormale Welt und zurück.“ (RR, 208) Normative, d. h. letztgültige Regelsysteme, die der Identitätssuche des Subjekts einen definitiven Platz zuzuweisen in der Lage wären, fehlen heute. Vor diesem postmodern kodierten Hintergrund haben alle lebenskünstlerischen Selbstpraktiken innerhalb der bestehenden Verhältnisse und ihrer Ambivalenzen anzusetzen. Denn die „Neuformulierung des Selbst beginnt nicht bei null: Man formt die eigene Identität, indem man diejenige, die einem von der sozialen Ordnung vorgegeben wurde, langsam und geduldig bearbeitet.“ (RR, 217)

„Anderleben“ innerhalb bestehender Machtverhältnisse

Eribon wurde in die soziale Ordnung der ehemals links und inzwischen rechtsextrem wählenden französischen Arbeiterklasse wie auch in die soziale Ordnung des homophoben Umfelds seiner Familie, der Mitschüler, der Genossen etc. hineingeboren. Beide Sphären, die politische wie die sexuelle, stehen jedoch nicht primär in Konkurrenz zueinander. Vielmehr bedingen sie sich „am Schnittpunkt mehrerer Herrschaftsformen und daher mehrerer Kämpfe“¹⁴. Die Einsicht in diesen Zusammenhang hat Eribon erst mühsam lernen müssen. Warum, so fragt er gegen Ende seines Romans „Rückkehr nach Reims“, „sollten wir zwischen verschiedenen Kämpfen gegen verschiedene Formen der Unterdrückung wählen müssen? Wenn das, was wir sind, sich an der Schnittstelle mehrerer kollektiver Bestimmtheiten und also mehrerer ‚Identitäten‘ und Subjektivierungsweisen abspielt, warum sollten wir dann eher die eine als die andere in den Brennpunkt des politischen Interesses stellen?“ (RR, 235) Wenn, wie gezeigt, der Diskurs der Gesellschaft erst die Inferiorisierung von Arbeiter*innen und Schwulen betreibt, dann liegt es an uns, entsprechende Gegendiskurse und alternative Theorien zu entwickeln, die uns als politische Subjekte konstituieren und „die es uns gestatten, keinen Aspekt zu vernachlässigen, keinen Bereich und kein Register der Unterdrückung aus dem Feld der Wahrnehmung und Handlung auszuschließen, keine Zuschreibung von Minderwertigkeit und keine von Beleidigungen hervorgerufene Form von Scham“ (RR, 235). Ausgehend von einer mehrdimensional und „vielfach dominierten Identität ist es möglich, eine komplexe und radikale Gesellschaftskritik anzusetzen.“¹⁵

Die Praxis des gesellschaftlichen Kampfes für eine Transformation der Verhältnisse definiert Eribon dabei als „Koexistenz einer Vielfalt von politischen, sozialen und kulturellen Bewegungen“¹⁶.

Lebenskunst, mit Jan Niklas Collet verstanden als „Andersleben‘ innerhalb bestehender Machtverhältnisse“¹⁷, bleibt uns zur Aufgabe gegeben. Anzugehen sind die Praktiken der (Selbst-)Wandlung jedoch nicht jenseits von sozialer Klasse, politischem Kontext, geschichtlicher Herkunft, sexuellem Begehren etc. Denn die „Spuren der Vergangenheit kann [...] auch die radikalste Selbsttransformation nicht voll und ganz verwischen. [...] Unsere Vergangenheit ist immer noch unsere Gegenwart. [...] Wer Determinismen Rechnung trägt, negiert damit noch nicht die Möglichkeit der Veränderung [...]. Mit Foucault gesprochen: Es ist sinnlos, von einem unmöglichen *affranchissement*, von einer großen Befreiung zu träumen. Sehr wohl kann man aber manche Grenzen übertreten, die die Geschichte hervorgebracht hat und die unsere Existenzen einengen.“ (RR, 218f.)

Genau in solchen, immer wieder anzugehenden Grenzübertritten erweist sich die transformierende Kraft des Anderslebens inmitten bestehender Machtverhältnisse als Lebenskunst.

01 J. P. Sartre, Saint Genet, Komödiant und Märtyrer. Aus dem Französischen von U. Dörrenbächer (Jean-Paul Sartre, Gesammelte Werke in Einzelausgaben, Bd. 4), Reinbek bei Hamburg 1982, 85.

02 Vgl. W. Herrndorf, Arbeit und Struktur, Berlin 2013.

03 Vgl. Ch. Schlingensiefel, So schön wie hier kanns im Himmel gar nicht sein. Tagebuch einer Krebserkrankung (BTB Bd. 74070), Berlin 2010.

04 Zu É. Louis s. v. a. seine beiden Bücher: Das Ende von Eddy. Roman. Aus dem Französischen von H. Schmidt-Henkel, Frankfurt/M. 2015 (Original: Paris 2014); Im Herzen der Gewalt. Roman. Aus dem Französischen von H. Schmidt-Henkel, Frankfurt/M. 2017 (Original: Paris 2016).

05 M. Bayraktar, „Rückkehr nach Reims“ oder Die Vermessung der Klassengesellschaft – Didier Eribon, in: Nous. Neue Literatur v.

25.5.2017 = <https://nous-online.net/2017/05/25/rueckkehr-nach-reims-oder-die-vermessung-der-klassengesellschaft-didier-eribon-%E2%80%A8/> [Aufruf: 25.12.2017].

06 D. Eribon, Rückkehr nach Reims. Aus dem Französischen von T. Haberkorn, Berlin 2016 (Original: Paris 2009). Zitate aus diesem Werk werden folgend mit der Sigle „RR“ nachgewiesen.

07 Ders., Gesellschaft als Urteil. Aus dem Französischen von T. Haberkorn, Berlin 2017, 48 (Original: Paris 2013).

08 Ebd.

09 Vgl. ders., Réflexions sur la question gay, Paris 1999.

10 Ders., Gesellschaft als Urteil, a. a. O., 47.

11 Ebd., 70.

12 RR, 218, mit Rückbezug auf E. Kosofsky Sedgwick, Shame, theatricality and queer performativity. Henry James' The Art of the Novel, in: Touchig Feeling. Affect, Peda-

gogy, Performativity, Durham 2002, 35–65. Vgl. auch O. Nachtwey, Kraft der Scham. Didier Eribon fragt weiter nach Mechanismen der Herrschaft und dem Kampf der Klassen, in: Süddeutsche Zeitung v. 10.10.2017 (Nr. 233), 18 (SZ Spezial Literatur).

13 RR, 233; vgl. dazu A. Ernaux, Les armoires vides, Paris 1984.

14 „Eine Art permanenter Mai '68“. Didier Eribon im Gespräch mit Thomas Ostermeier und Florian Borchmeyer. Aus dem Französischen von B. Pohl, in: Schaubühne am Lehliner Platz, 55. Spielzeit 2016/17, Nr. 2 (Dezember–Juli), Berlin 2016, 2–7, hier 7.

15 Ebd.

16 Ebd.

17 J. N. Collet, Philosophie der Lebenskunst: (K)eine Anleitung zur Lebensführung, in: Wort und Antwort 59 (2018), 2–4, hier 3.